
LUISE MAIER
HEILUNG
WALLSTEIN

Heilung

Luise Maier

Ich schreibe nicht aus Freude am Schreiben; es hat sich eben so für mich ergeben, dass ich schreiben muss, wenn ich nicht den Verstand verlieren will.

Marlen Haushofer, *Die Wand*

Prolog

Am dritten Tag, nachdem es passiert ist, gehst du wieder einkaufen. Du brauchst gar nichts aus dem Supermarkt. Du möchtest dir einfach beweisen, dass auch das wieder geht. Du nimmst deine Sonnenbrille, deinen Geldbeutel, deinen Schlüssel. Vergisst deine Tasche. Verlässt die Wohnung. Vergisst, die Tür abzuschließen. Verlässt das Haus. Trittst auf die Straße. Setzt einen Fuß vor den anderen. Es geht. Du gehst. Du findest alles schön: den Asphalt, die Ampel, die Müllsäcke am Straßenrand. Alles scheint zu glitzern. Im Supermarkt stehst du vor dem Obstregal. Endlose Reihen an frischen Früchten. Du nimmst Packungen in deine Hände, schaust sie dir an, als hättest du noch nie in deinem Leben Früchte gesehen. Wägst ab. Erdbeeren, Kirschen oder Aprikosen? Eine Kirsche ist jemandem vor dir auf den Boden gefallen, jemand anders ist darauf getreten. Du rutschst fast auf dem Kirschkern und dem zerquetschten Fruchtfleisch aus. Du findest auch das schön. So einfach. Ausrutschen und sich wieder fangen. Du entscheidest dich für Erdbeeren. Hältst dich fest an dem Plastik in deinen Händen, als würdest du sonst davonschweben. Dann wagst du dich weiter vor in den Supermarkt. Wie in eine Höhle. Du bleibst vor allen möglichen Regalen stehen und betrachtest die Produkte, als wärst du in einem fremden Land in einem fremden Supermarkt. Es gibt neue Müsliriegel. Mit Zimtschnecken-Geschmack. Neue Cracker. Mit Flammkuchen-Geschmack. Neue Chips. Mit Limetten-Pfeffer-Geschmack. Früher kanntest du das Sortiment deines Supermarktes. Wusstest, wo du die Sachen, die du brauchst, findest. Immer die gleichen Handgriffe an den immer gleichen Stellen in den immer gleichen Regalen. Es riecht nach Waschmitteln. Noch vor einer Woche hatte dein Freund das Bett frisch bezogen und du konntest den Geruch der frisch gewaschenen Bettwäsche fast nicht ertragen. Hattest das Gefühl, der Reiz des Geruchs zersetzt dein Gehirn. Die Mitarbeiterinnen sind freundlich. Lächeln dich an. Du lächelst auch. Du lächelst die ganze Zeit. Ein stilles Lächeln. Es kommt tief aus dir heraus. Es ist vorbei. Du weißt: Es ist vorbei. Du schaust

noch einmal auf die Erdbeeren in deinen Händen und gehst an die Kasse.

krank

Alles, was du machen kannst, ist liegen. Zweiundzwanzig Stunden am Tag. Dreiundzwanzig Stunden am Tag. Liegen und warten. Liegen und atmen. Liegen und die Schatten an der Zimmerdecke abfahren mit deinem Blick. Liegen und das Laken anstarren. Liegen und deinem Herzrasen zuhören. Liegen und immer wieder deine schweißnassen Hände an der Bettdecke abwischen. Liegen und den Türrahmen mustern. Liegen und dich schwer fühlen. Liegen und dich nicht bewegen können. Liegen und schlucken. Liegen und die Geräusche aus dem Haus und von der Straße draußen abschirmen. Liegen und aushalten. Liegen und versuchen, das Stechen der Schmerzen auszublenden. Liegen und froh sein, wenigstens noch zu existieren. Liegen und dich aus deinem Körper wegwünschen.

Erinnerst du dich, als du, circa zehnjährig, an einem dieser großen Familienfeste, die zum Jubiläum von jemandem ausgerichtet worden sind, zu einem runden Geburtstag oder einer lang bestehenden Ehe, zusammen mit deiner Tante ein Stück aufgeführt hast? Einen Sketch von Karl Valentin: *In der Apotheke*. Der Kunde kommt in die Apotheke und soll für sein Kind ein Medikament holen. Seine Frau hat ihn losgeschickt. Die Apothekerin muss dem Mann allerhand Fragen stellen, um herauszufinden, was dem Kind fehlt und welches Medikament es braucht, nur um am Schluss sagen zu können: Achso! Sie meinen *Isopropilprophemylbarbitursauresphenildimethildimenthylamino phirazolon!*, woraufhin der Kunde erleichtert zustimmt.
Du hast damals, in einem viel zu großen weißen Kittel, die Apothekerin gespielt und deine Tante den Kunden. Abend für Abend hast du in den Wochen vor dem Fest den Namen des Medikaments auswendig gelernt: Vor jedem Zubettgehen eine Silbe mehr, bis du irgendwann das ganze Wort im Schlaf konntest. Ähnlich kommt es dir heute vor, wenn du jemanden deine Diagnose nennst: Myalgische Enzephalomyelitis. Und die Leute schauen zuerst verwirrt, versuchen, den Namen nachzusprechen, verheddern sich in den Konsonanten und Vokalen, sagen: Das ist aber kompliziert und fangen wieder von vorne an. Sogar die Ärztin, die dir die Diagnose bestätigte, hat den Namen nie ausgesprochen. Sie hat nur die ICD-10-Nummer in den Computer eingegeben und dir stumm den Bildschirm zugedreht, auf dem du im blauen Licht des Monitors eine ganze Liste sahst, alles Bezeichnungen für die Krankheit mit dem Diagnoseschlüssel G93.3, denn auch die Medizin schien verwirrt, wie sie diese Krankheit denn nun benennen sollte. Dann hatte sie den Bildschirm wieder von dir weggedreht und dir gesagt, du sollst in einem Monat wieder zur Verlaufskontrolle kommen.

Am Anfang kannst du noch laufen. Zwingst dich dazu, denkst an die Ärztin aus dem Notfall, in den du dich nach drei Wochen geschleppt hast, weil die Assistentin deiner Hausärztin am Telefon zu dir sagte, sie könne dich nicht wegen jedem Wehwehchen aufnehmen. Du hattest angerufen, weil du, immer wenn du vom Bett aufgestanden bist, Herzschmerzen hattest. Herzrasen und Herzstolpern. Atemnot, Schmerzen in der Brust, Schwindel. Du hast die Augen der Assistentin am anderen Ende der Leitung regelrecht rollen sehen. Du, die nervige Patientin, die einfach nicht gesund wird. Die Blaumacherin. Die Faule. Die Simulantin. Es gibt auch noch andere Kranke als Sie, hat sie dir gesagt. Auf dem Notfall bist du dann im Wartebereich quer über drei Stühle gelegen. Die Ärztin, die dich untersuchte, trug Sandalen, als wäre es Sommer. Aber es war Januar. Die Sandalen hatten einen Absatz aus Bast, die Riemen waren aus buntem Baumwollstoff. Die Zehen quollen links und rechts der Riemen hervor. Auf den Nägeln roter Lack. Seit drei Wochen waren Sie nicht mehr spazieren? Das Gesicht wirst du nicht vergessen, die gerundeten Lippen, die gerundeten Augen. Als würdest du dich nicht mehr bewegen wollen. Willst du ja. Kannst aber nicht. Etwas geht nicht mehr. Also ich hab mich auch erschöpft gefühlt nach meinem letzten Infekt, sagte sie. Dann habe ich mich gezwungen, unseren Hausberg hochzujoggen, und dann ging das wieder. Man muss nur wollen. Seitdem verabredest du dich jeden Tag oder zweiten mit einer Freundin zum Spaziergang. Um dich wieder gesund zu laufen. So, wie die Ärztin dir das beschrieben hat. Deine Freundin kommt dir in der Allee entgegen, damit sich dein Weg halbiert. Dann setzt ihr euch auf eine Bank. Sowieso musst du das viel machen: dich setzen. Dein Nachbar aus dem zweiten Stock hat dir dafür ein Campingkissen gegeben. Mit isolierter Sitzfläche. Das hast du immer dabei. Dass es sich anfühlt, als würdest du gegen Widerstand laufen, sieht man dir nicht an. Dass die Welt um dich

schwankt, als wärst du auf einem Boot auf hoher See, sieht man dir nicht an. Dass du zuhause keinen Handgriff mehr tust, sondern nur liegst, sieht man dir hier draußen nicht an: Du machst gute Miene zum bösen Spiel, auch wenn du da schon Schlimmeres ahnst.

Wie du dich angesteckt hast, ist ungewiss. Vielleicht in der vollen Bahn zurück vom Weihnachtsbesuch bei deiner Familie, vielleicht auf dem überfüllten Konzert im kleinen Saal in der Silvesternacht, vielleicht beim Abschiedskuss mit deinem Ex-Freund. Dass du gerade eine Trennung hinter dir hast, verrätst du keinem der Ärzte oder Ärztinnen, die du in den nächsten Monaten konsultieren wirst. Nicht, dass sie noch denken, deine Krankheit sei das Ergebnis von frischem Herzschmerz. Deinen neuen Freund lernst du drei Monate nach der Trennung über eine Dating-App kennen. Da warst du noch optimistisch, dachtest, du wärst bald wieder auf den Beinen. Du dachtest dir, wenn du sowieso den ganzen Tag herumliegst, könntest du währenddessen auch über Profile von Single-Männern wischen. Er war der Einzige, der dir keine gute Besserung wünschte, sondern dich fragte, ob er dir helfen könne. Einen Monat später kam er dich ein erstes Mal besuchen. Du begrüßtest ihn im Pyjama. Er blieb, nicht, wie geplant für den Nachmittag, sondern zwei Tage. Fuhr weg, um wiederzukommen. Schrieb dir jeden Tag. Übernahm bald Aufgaben im Haushalt. Hörte dir zu, wenn du wieder einmal nicht weiterwusstest. Auch das erzählst du keinem der Ärzte oder Ärztinnen. Du willst Krankheit und Privates strikt trennen. Obwohl dir bewusst ist, dass eine Trennung und Verliebtsein das Nervensystem beeinflussen, und schließlich hast du eine Krankheit, die dein Nervensystem überdrehen lässt. Du möchtest nur nicht, dass es von jemandem in einem weißen Kittel bewertet wird.

Normalerweise, wenn du dich von einer Grippe erholst, bekommst du einen Putzdrang: Die Bettwäsche wechseln, den Boden wischen, das Bad schrubben. Sauber machen. Die Krankheit hinter dir lassen. Alle Fenster öffnen und die Wohnung mit frischer Luft fluten. Du wartest auf diesen Drang, er kommt nicht. Du versuchst, ihn zu provozieren, stehst auf, wankst zum Küchenschrank, holst einen Staublappen, wankst zurück in dein Schlafzimmer, rückst die Couch von der Wand, um die dicke Schicht Staub von der Bodenleiste zu wischen. Wischst, ein Mal, zwei Mal. Dann passiert etwas, was du später als Shutdown im Kopf bezeichnest: Dir wird schwarz, nicht vor deinen Augen, sondern vor deinem Gehirn. Als würde jemand einen Rollladen runterlassen. Und plötzlich wird alles dunkel. Wie du zurück ins Bett kommst, weißt du nicht mehr. Nur, dass die Couch noch tagelang schräg im Zimmer steht, der Staublappen auf dem Boden daneben.

Mit den Symptomen der Krankheit ließe sich ein ganzes Buch füllen. Sie hat über zweihundert. Das Leitsymptom ist die PENE, die Post-Exertional Neuroimmune Exhaustion. Das bedeutet: eine Verschlechterung aller Symptome nach körperlicher, geistiger, emotionaler, sozialer oder sensorischer Anstrengung. Das kann, je nach Schweregrad der Krankheit, ein Umdrehen im Bett bedeuten, ein Formular für die Versicherung auszufüllen, sich zu freuen, Licht, das in die Augen dringt. Die Verschlechterung ist unverhältnismäßig. Die Verschlechterung kann bleibend sein. Die Verschlechterung ist genau das, was Ärzte und Ärztinnen nicht sehen, weil sie zeitverzögert auftritt. Zuhause, ein paar Stunden, einen oder zwei Tage, nach dem Termin.
Die Grundsymptome sind zahlreich. Da gibt es die kognitiven Symptome wie Benommenheit, Konzentrationsstörungen, Gedächtnisprobleme, Wortfindungs- und Sprachstörungen, verlangsamtes Denken. Neurologische Symptome wie Kopfschmerzen, Brain Zaps, Reizfilterschwäche, Sehstörungen, Koordinationsprobleme, Schwindel. Dysregulierung des autonomen Nervensystems: Tachykardie, Herz-Kreislauf-Probleme, Temperaturregulationsstörungen, Verdauungsprobleme, Instabilität des Blutdrucks, unkontrollierbares Zittern, kalte Hände und Füße, Schweißausbrüche. Hormonelle Störungen wie Zyklusstörung, Verstärkung des prämenstruellen Syndroms, Hitzewallungen. Schlafstörungen wie umgekehrter Tag-Nacht-Rhythmus, nicht erholsamer Schlaf, Einschlaf- und Durchschlafstörungen. Immunologische Probleme wie plötzlich auftretende Allergien, Nahrungsmittelunverträglichkeiten, Infektanfälligkeit, grippeähnliche Symptome wie Gliederschmerzen, Halsschmerzen, schmerzhafte und geschwollene Lymphknoten. Muskuläre und skelettale Symptome wie Muskelschmerzen,

Gelenkschmerzen, Muskelschwäche, Muskelzucken. Das sind nur 38. Jedes einzelne davon kennst du.

Du bist einen Monat krank, da gründest du zwei WhatsApp-Gruppen: Eine mit Mitgliedern aus dem Haus, in dem du wohnst, eine mit Mitgliedern aus deinem Freund:innenkreis: Du schreibst, dass du auf Hilfe angewiesen bist. Fragst, ob sie bereit sind, dich zu unterstützen. Deine Nachbarin aus dem fünften Stock arbeitet seit über dreißig Jahren in der Pflege. Sie hat gerade eine ehemalige Arbeitskollegin bei sich aufgenommen, die nach einem Bandscheibenvorfall chronische Schmerzen hat und nicht mehr arbeiten kann. Beide stehen noch am gleichen Abend plötzlich vor deiner Tür. Sind besorgt, wollen alles wissen. Fragen viel genauer als deine Hausärztin bisher. Machen einen Plan. Lisa, aus dem fünften Stock, kocht von da an für dich, fährt dich zu Arztterminen, recherchiert. Gudrun, die Schmerzpatientin, schaut, wenn es ihr selbst gut genug geht, einmal am Tag bei dir vorbei. Klopft – ganz vorsichtig – an deine Tür. Wenn du es nicht hörst, schleicht sie sich in deine Küche, erledigt deinen Abwasch. Dein Nachbar von ganz oben wäscht manchmal deine Wäsche. Am Anfang schämst du dich. Willst ihm deine dreckigen Unterhosen nicht überlassen. Er lächelt nur, sagt: Ich wasche ja auch die meiner Freundin.

Leïla schlägt vor, jeden Freitag, wenn sie nicht arbeiten muss, zu dir zu kommen und das zu tun, was anfällt. Sara, Selin und Fabienne dann, wenn sie Zeit haben. Kochen. Putzen. Bei dir sitzen. Kathrin bringt dir vom Vortag übriggebliebenen Essensreste aus der Imbissbude des Sohns ihres Freundes. Dein Ex-Freund stellt dir ab und zu Selbstgekochtes vor die Tür. Manchmal quillt dein Kühlschrank fast über und trotzdem hast du Angst, irgendwann einmal nicht mehr so gut versorgt zu sein.

Du gehst zur Akupunktur. Die Wohnung zu verlassen, braucht Vorbereitung: Du musst aufstehen, eine Pause machen, dir Kleider aus dem Schrank holen, eine Pause machen, deine Tasche packen, Pause machen, Schuhe anziehen, eine Pause machen. Früh genug losgehen, damit du auf dem Weg zur Bushaltestelle eine Pause machen kannst. Eigentlich gehst du auch nicht, du schleichst. Fünf Minuten dauert die Fahrt mit dem Bus. Aussteigen, über den überfüllten Platz gehen, die Tür aufdrücken, auf den Aufzug warten, dich irgendwo hinlegen wollen.

In der Praxis angekommen liegst du endlich. Nadeln an deinen Fußgelenken, am Bauch und in der Stirn. Du schaust hinaus auf den Waldrand. Die Wirkung hält immer einen Tag an, einen Tag, an dem die Symptome verblassen, du schläfst besser, hältst Geräusche besser aus, der Schwindel ist weniger stark. Aber dann kommen sie umso stärker wieder zurück.

Der Arzt, der dich behandelt, ist wortkarg, er scheint nicht zufrieden mit deinem Prozess. Er legt die Nadeln immer und immer wieder an die gleiche Stelle. Er sagt, du sollst nicht so viel trinken, das sei nicht gut für deine Drüsen. Er sagt, du sollst nichts Rohes essen, keinen Salat, kein Obst, kein Gemüse, dafür viel Eier und Fisch. Schwierig, wenn du selbst nicht mehr für dich kochen kannst. Du möchtest deiner Nachbarin nicht sagen, sie soll Fisch für dich kochen und den Salat weglassen. Du bist einfach froh, dass sie dir Essen bringt, genug, damit du ein paar Tage davon essen kannst.

Du musst die Behandlungen selbst bezahlen. Dein Vater schickt dir Geld. Er sagt, er schickt dir so viel du brauchst. Würdest du wöchentlich zur Akupunktur gehen, wie es der Arzt gern hätte, würde dich das mehr als ein Drittel deines Versicherungsgeldes kosten.

Du gehst für zwei Monate, unregelmäßig, dann brichst du ab: Du möchtest nicht den Lohn deines Vaters verscherbeln für etwas, das keine dauerhafte Wirkung zeigt.

Du wusstest, dass du gefährdet warst. Als die Benommenheit, die Kopfschmerzen, die Muskelschwäche, die Geräuschempfindlichkeit, das Herzrasen, der Schwindel, die Konzentrationsprobleme nicht aufhörten, nicht drei Wochen nach dem Infekt, nicht vier, nicht fünf, da wusstest du, dass du es wieder hattest. Denselben Symptomkomplex wie vor zehn Jahren, als du das Pfeiffersche Drüsenfieber hattest. Irgendjemand hatte damals zu dir gesagt, du hättest die Studentenkusskrankheit. Du fandest den Namen bescheuert, als wärst du selbst schuld daran, weil du Studentin warst und jemanden geküsst hattest. Weißt du noch, deine kurze Affäre mit dem Jazz-Student aus einer anderen Stadt, am Ende deines ersten Studiums? Du wurdest krank, er nicht. Du bekamst Fieberschübe, Schwächeanfälle, eine nicht enden wollende Grippe. Er rief dich nach drei Wochen an, sagte, er hätte sich in eine andere verliebt, du warst wütend, enttäuscht, später sahst du ihn wieder, er stand vor einem Konzertlokal in deiner Stadt, er hatte sich die Haare lila und grün gefärbt. Damals wurdest du zehn Monate bettlägerig, mithilfe von Homöopathie fandest du langsam den Weg zurück ins Leben. Zwei Jahre dauerte es, bis du wieder einigermaßen das machen konntest, was du davor gemacht hast, aber so richtig gesund wurdest du nicht mehr. Deine Homöopathin sprach damals schon vom Chronic-Fatigue-Syndrom, du googeltest einmal die Krankheit, klicktest dich durch Webseiten von Patientenorganisationen, hörtest eine Radiosendung dazu. Nach der Hälfte machtest du die Sendung aus, die Geschichten, die erzählt wurden, machten dir Angst. Angst, das gleiche Schicksal zu teilen. Als Covid ausbrach wusstest du intuitiv, dass du dich mehr schützen müsstest als andere und du wusstest, was Long-Covid, von dem plötzlich alle sprachen, bedeutete.

Du findest dich auf dem Boden kniend wieder, die Stirn auf die Sitzfläche deiner Couch abgelegt. Wie bist du hierhergekommen? In deinem Unterleib: Schmerzen, als würde dir jemand deinen Beckenraum aufschlitzen und die daraus hervorquellenden Organe mit kleinen Messerstichen traktieren. Es hatte gegen Abend angefangen, wurde dann stündlich stärker. Du hast versucht, eine bequeme Position zu finden, aber die gab es nicht. Du wusstest, dass das viel Hin und Her im Bett für deinen Körper nicht gut ist, aber du konntest nicht still liegen bleiben. In einer kurzen Phase, als du dachtest, es wäre besser, holtest du dir ein Ibuprofen aus dem Bad. Du verteiltest wärmendes und krampflösendes Kräuteröl auf deinem Unterbauch. Aber als wollten die Schmerzen dich verhöhnen, wurden sie danach nur stärker. Du weißt noch, dass du Grimassen schnittest, um den Schmerzen Ausdruck zu verleihen. Oder ihnen etwas entgegenzusetzen. Dass du stöhnst, wimmerst, jammerst. Fluchst. Heulst. Darfst dich nicht reinsteigern, das ist nicht gut, kostet Kraft, die du nicht hast. Du krabbelst zurück zum Bett, drehst dich dort in die Haltung des Kindes, weil so alles – für kurze Zeit zumindest – am aushaltbarsten ist. Die Schmerzen drücken auf den Magen, der Magen nach oben. Du quälst dich aus deiner Schutzhaltung, wankst in die Küche, bückst dich zum Putzeimer. Kotzt, dort unter dem Waschbecken kauernd, die Ibuprofen zusammen mit den drei Schlucken Wasser, mit dem du sie eingenommen hast, als weißen Brei wieder aus dir heraus. Nimmst den Eimer, stellst ihn neben das Bett, vielleicht kommt nochmal etwas. Dein Herz rast, hämmert von innen gegen deine Brust, als wolle es aus deinem Körper fliehen. Du möchtest nicht allein sein, und bist es doch. Du kanntest PMS und Schmerzen während der Periode aus deinem gesunden Leben als eine dreitägige schlechte Laune, bevor das Blut kam. Während du blutetest als zweitägiges Ziehen im Unterleib. Mehr nicht. Nun aber bist du deinen Hormonen ausgeliefert, sie steuern dich, als wären sie Herrscher und du ihr bloßer Untertan. Du hast im ganzen Zyklus

vielleicht ein Zeitfenster von fünf Tagen, an denen du dich noch einigermaßen ausgeglichen fühlst. Irgendwo hast du auch einmal gelesen, dass Hormonstörungen Autoimmunerkrankungen triggern können. Dass damals, als du die Pille abgesetzt hast, deine Periode für ein halbes Jahr ausgesetzt hat, du plötzlich Akne bekamst und dieser Zeitpunkt genau mit dem Ausbruch des Pfeifferschen Drüsenfiebers zusammenfiel, hat niemand in Zusammenhang gebracht. Auch dir erscheint diese mögliche Relation erst zehn Jahre später.

Irgendwann schläfst du vor Erschöpfung ein. Am nächsten Tag findest du deine Strickjacke in der Dusche, den Putzeimer neben der Couch und deine Grimassen über dein Bett verteilt.

Die Sprachnachricht einer Freundin erreicht dich. Sie ist zehn Minuten und 24 Sekunden lang. In den ersten neuneinhalb Minuten erklärt sie, warum sie sich bisher noch nicht bei dir gemeldet habe. Wie viel Stress und Termine und Abgaben sie habe. Ihr Atem hetzt ihrer Stimme hinterher. In Minute zehn schlägt sie dir Daten vor, an denen sie für einen Kaffee vorbeikommen könnte. Übernächsten Donnerstag um 14 Uhr. Montag, den achtzehnten, gegen elf, aber nur für eine halbe Stunde. Donnerstag, den einundzwanzigsten, entweder um neun Uhr morgens oder dann abends um 17.30 Uhr. Du liegst im Bett, der Terminkalender auf dem Schreibtisch. Zwei Meter nur, aber für dich die halbe Welt. Sie wünscht dir gute Besserung. Du kannst nicht aufstehen. Du meldest dich nicht zurück.

Einmal, auf dem Weg zurück von der Akupunktur, triffst du Simon. Du gehst gerade den kleinen Berg hoch, der von der Bushaltestellt zu deiner Wohnung führt. Oder du stehst an der Mauer gelehnt auf der Hälfte des Berges, um dich auszuruhen. Eigentlich ist es auch kein Berg, es ist eine kleine Gasse, die nach oben führt. Er kommt dir entgegen, du ziehst dir deine Kopfhörer herunter, die dich im Bus noch vor Geräuschen geschützt haben, merkst, wie du unter den Polstern geschwitzt hast. Als er dich fragt, wie es dir geht, winkst du ab, wie eine Greisin: Alles sei so anstrengend, sagst du. Du könntest nichts machen, ohne dass es dir hinterher schlechter ginge. Er bietet dir seine Hilfe an. Er kommt von da an jeden Dienstag und überweist dir monatlich Geld, das hauptsächlich für Nahrungsergänzungsmittel und Arztrechnungen draufgeht.

Du liegst quer über drei Sitzplätze im Wartebereich der Infektiologie der Uniklinik. Leïla sitzt neben dir. Sie hat gesagt, du könntest die Augen schließen, sie würde dir sagen, wenn der Arzt kommt. Aber auch wenn du die Augen schließt, sticht das Neonlicht in deine Netzhaut. Deine Hausärztin hatte dir nach zwei Monaten eine Überweisung hierher ausgestellt. Die kümmern sich dort um so Fatigue-Geschichten, hatte sie dabei zu dir gesagt und die Überweisung per Mausklick angeordnet. Erst sehr viel später hörst du in einem Interview, dass es in deinem Land nur fünf bis sechs Ärzte gibt, die sich wirklich mit deiner Erkrankung auskennen. Für deine Hausärztin aber bleibst du eine Fatigue-Geschichte, eine exotische Frucht, von der sie nicht versteht, wie sie in ihrer Praxis landen konnte.

Der Assistenzarzt der Infektiologie kommt nach einer Dreiviertelstunde. Er stellt sich vor, heißt wie die Farbe seines Kittels: Bianchi. Er macht eine ausfallende Geste den Gang hinunter, schreitet mit großen Schritten voran, er trägt *Vans*, scheint dein Alter zu haben. Das findest du sympathisch. Du möchtest mit ihm mithalten, fällst aber zurück, er merkt es, dreht sich um, sagt: Ich gehe schon mal voraus, verschwindet hinter der Biegung. Du schleichst hinterher, Leïla neben dir, trägt deine Tasche.

Im Konsultationszimmer gibt es eine Liege und zwei Stühle. Obwohl du lieber liegen würdest, setzt du dich auf den Stuhl, der näher am Schreibtisch des Arztes ist. Gudrun, die dich das nächste Mal zusammen mit Lisa begleiten wird, beschreibt den Raum als Mäusekiste: zehn Quadratmeter und kein Fenster. Dann sollst du in eigenen Worten erzählen, wieso du hier bist. Du erzählst ihm die gleichen Sachen wie auch schon mehrmals deiner Hausärztin, du hast ihren Bericht gelesen, mit dem sie dich hierher überwiesen hat. Du hast den Bericht auch Lisa und Gudrun zu lesen gegeben. Sie haben gesagt, dass das eigentlich gar kein Bericht sei. Er ist ausschließlich in Kleinbuchstaben verfasst, in Abkürzungen gehalten, stichpunktartig.

p. hat wie erschöpfungszustand nach wahrschl. viral. infekt der ob. atemwege. hat mnchmal konzentrationsschw. fühlt sich n. ausgebrannt. ist, wie wenn der körper streikt. fühlt sich n. depressiv. hat gutes soz. umfeld.

Im Gegensatz zu deiner Hausärztin, möchte Dr. Bianchi jedes Detail deiner Symptome wissen. Du fängst nach einer halben Stunde an zu weinen. Du fühlst dich eher wie in einem Kreuzverhör als in einem Anamnesegespräch. Während du dir deine Tränen wegwischst, fragt er Leïla, die bis jetzt still neben dir gesessen ist, ob sie das, was du berichtest, bestätigen kann. Ihr seid verwirrt, seht euch kurz an. Als würde er dir nicht glauben. Sie nickt, sagt, sie hätte so etwas noch nie gesehen. Im Bericht steht später: *Auch eine von Dritten beobachtete Verlangsamung ist zu vermerken.*

Dann, nachdem er sich bei Leïla vergewissert hat, dass das wahr ist, was du erzählst, dreht er sich zu dir und fragt: Sind Sie schwanger? Die Frage kommt unerwartet, du musst erst einmal nach dem Nein in dir suchen. Dein Zögern lässt ihn skeptisch werden. Er legt nach, möchte es nun ganz genau wissen: Hatten Sie in den letzten zwei Monaten vaginal-penetrativen Sex? Betont jedes Wort, als wärst du taub.

Du weißt, dass er diese Frage stellen muss. Vor ihm eine Frau im gebärfähigen Alter, die über Symptome berichtet, die er nicht eindeutig zuordnen kann. Könnte sein, dass sie übersehen hat, schwanger geworden zu sein. Könnte sein, dass sie ihren Zyklus nicht kennt, ihren eigenen Körper, ihr Körperempfinden. Könnte sein, dass sie übertreibt mit ihren Befindlichkeiten. Dass es doch eigentlich eine ganz einfache Erklärung für all diese Gebrechen gäbe.

Was er nicht weiß: Dass das der Trennungsgrund war. Dass du gerne schwanger geworden wärst, dein Ex-Freund aber nicht. Dass es ein jahrelanges Hin und Her zwischen euch gab, das schließlich in einer Trennung mündete. Dass du es nun etwas ironisch findest, dass der Arzt dir diese Frage stellt. Die Hintergründe kannst du ihm ja nicht

erklären. Dafür ist zu wenig Zeit. Und wollen tust du es auch nicht. Nein, sagst du, und diesmal hast du deine Sicherheit wiedergefunden. Hatte ich nicht.

Damit gibt er sich zufrieden. Er schreibt etwas in den Bericht. Kurz ist es still. Dann dreht er sich wieder zu dir: Was ist denn Ihre Vermutung, was Sie haben?

Das sollten doch Sie beantworten, denkst du, und sagst: Postvirale Erschöpfung. Und schiebst hinterher: Ich hatte das schon einmal. 2015, 2016. Pfeiffersches Drüsenfieber.

Er tippt. Stille. Im Bericht steht später: *Erwähnenswert ist ein ähnlicher Symptomenkomplex im Jahr 2022, den die Patientin spontan als Folge einer bestätigten akuten EBV-Infektion berichtete. Eine ergotherapeutische Begleitung führte damals zu einer fortschreitenden Besserung bis hin zur Auflösung,* obwohl du gerade erzählst, dass dir die Homöopathie aus dem Akutzustand der Krankheit geholfen hat. Ihm aber erscheint das als die Lösung: Er schickt dich nach Hause mit einer Überweisung zur Ergotherapie.

Für den Folgetermin auf der Infektiologie einen Monat später kommen deine beiden Nachbarinnen mit. Lisa fährt, Gudrun sitzt auf dem Beifahrersitz. Du liegst auf der Rückbank. Lisa hat vor dem Termin ihre Grundregeln für Arztbesuche mit dir geteilt, die sie sich durch ihre Erfahrung zugelegt hat. Erstens: Jedes Gespräch mit der Diktiergerät-App aufnehmen. Zweitens: Alle Ärzte sind Narzissten. Du musst ihnen den Bauch pinseln, um zu bekommen, was du möchtest. Drittens: Immer übertreiben. Viertens: Dich trotz allem kooperativ zeigen.

Im Untersuchungszimmer wirst du Zeugin von ihrer Performance, sie hat jahrelange Übung. Sie hat vor zehn Jahren Krebs überlebt, seither muss sie jährlich zu Kontrollen. Noch zuhause hatte sie dir eingebläut, dich im Untersuchungszimmer auf die Liege zu legen, um so deinen Zustand zu demonstrieren. Aber das musst du ja nicht spielen.

Als ihr das Untersuchungszimmer betretet, steuerst du direkt die Liege an. Deine Nachbarinnen ziehen die beiden Stühle von der Wand so in den Raum, dass sie dem Arzt gegenübersitzen. Lisa hat in Vorbereitung auf das Gespräch gegoogelt und eine Liste ausgedruckt mit Blutwerten, die gemessen werden sollen. Sie trägt Schminke; sonst siehst du sie nie mit Schminke. Sie bedankt sich überschwänglich für seine Zeit, während sie Platz nimmt. Die Diktiergerät-App hat sie auf dem Weg zum Untersuchungszimmer eingeschaltet, du hörst später die Schritte in den ersten paar Minuten der Aufnahme, das Heranziehen der Stühle, das Rascheln ihrer Jacke und das Knistern der Plastikumschläge mit ihren Recherchen darin, die sie in ihrem Schoß zurechtlegt.

Als sie die Liste mit den Werten, die gemessen werden sollen, daraus hervorzieht, wird Dr. Bianchi böse. Er sagt, er sei der behandelnde Arzt, er bestimme das Vorgehen, zusammen mit dir, und das letzte Mal habt ihr gemeinsam beschlossen, erst einmal nichts zu tun und abzuwarten, ob es sich von allein bessert. Er deutet

mit einer ausladenden Geste zu dir auf der Untersuchungsliege. Du sagst nichts, fragst dich aber, ob ihr das wirklich gemeinsam so entschieden habt.

Da die Diagnose allerdings nur über ein Ausschlussverfahren gestellt werden kann, empfiehlt die Charité diverse Untersuchungen. Du hörst zu, wie deine Nachbarinnen und der Arzt sich darüber streiten, ob bei dir ein MRI des Schädels gemacht werden soll. Der Arzt sagt, er sehe dafür keinen Grund; deine Nachbarin sagt, sogar in der Psychiatrie, in der sie arbeite, werden MRIs gemacht. Er fragt, in welcher Psychiatrie sie arbeite, sie nennt ihm den Namen des Zentrums, sie weiß aufgrund ihrer Google-Recherche über ihn, dass er auch dort einmal stationiert war. Er möchte wissen, ob Dr. Wüthrich immer noch der Chefarzt ist. Deine Nachbarin bejaht, schiebt noch ein paar Komplimente für ihren Chef hinterher. Du weißt, dass sie lügt. Regel Nummer zwei: Bauchpinseln. Das Gespräch beginnt sich zu lockern.

Deine Nachbarinnen gewinnen schließlich, du wirst einen MRI bekommen, ein Röntgen des Thorax und die von der Charité empfohlenen Blutwerte. Du bist jetzt seit fast vier Monaten krank, bisher wurde keine dieser Untersuchungen durchgeführt.

Deine Nachbarinnen verhandelt auch eine Haushaltshilfe für dich. Lisa sagt: Ich schaffe das allein nicht mehr, neben meiner Arbeit, meiner Familie. Jeden Tag koche ich für sie mit, wasche ab, putze. Sie wirft dramatisch ihre Hände in die Höhe: Sonst bekomme ich noch ein Burn-Out!

Dr. Bianchi versteht. Stellt dir ein Rezept für eine Haushaltshilfe aus. Ein paar Tage später wirst du vom Pflegedienst angerufen. Sie sagen, du müsstest den Dienst privat zahlen. Von der Versicherung wird das seit einigen Jahren schon nicht mehr übernommen. Die Mindestzeit beträgt 90 Minuten pro Woche. Du rechnest es aus. Das

kannst du dir nicht leisten. Also machen deine beiden Nachbarinnen, Simon, Leïla, Sara und dein Freund deinen Haushalt.